

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 29 (1949-1950)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Mensch und Staat im Lichte Gotthelfs  
**Autor:** Fehr, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-159775>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# MENSCH UND STAAT IM LICHTE GOTTHELFS

VON KARL FEHR

Im Jahre 1826 hat Heinrich Pestalozzi als achtzigjähriger Mann in der Helvetischen Gesellschaft zu Langenthal eine Rede gehalten, die als eines der letzten größeren Dokumente des Erziehers auf uns gekommen ist. Unter den Zuhörern weilte auch ein gewisser V. D. M. Albert Bitzius, damals Pfarrvikar zu Herzogenbuchsee, und jene einzige Begegnung des Brausekopfes mit dem greisen Erzieher sollte dessen geistige Richtung grundlegend bestimmen. Trotz der äußerst umständlichen und mühsam schleppenden Art, mit welcher der vielfach gebrochene Mann zu reden pflegte, erfaßte der junge Vikar den großen Geist, der hier nach Klarheit rang. Jene eigentümliche Fähigkeit, die wir an Gotthelf immer wieder bewundern, die ungeheure Instinktsicherheit für alles Echte und Wahre, ließ ihn auch hier hinter der brüchig gewordenen äußeren Schale die weltbewegende Kraft Pestalozzi'scher Erziehungsweisheit erkennen.

Dieses Ereignis ist für unsere Fragestellung insofern von Bedeutung, als sie schon in dieser frühen Stufe das starke Interesse des künftigen Dichters für politische und soziale Fragen erweist. Schon damals war der Pfarrvikar Mitglied der «Helvetischen Gesellschaft» und verfolgte mit großer Anteilnahme die behandelten sozialpolitischen Fragen. Aber Gotthelf selbst war nicht nur ein Mitglied unter anderen, er betrachtete die damalige «Helvetische Gesellschaft» als eine der bedeutendsten Einrichtungen unseres Vaterlandes. In seiner großartigen Bekenntnisschrift «Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein» stellt er sogar die Gründer des Vereins an Heldentum den Männern auf dem Rütli gleich. Sie waren es, die nach seiner Auffassung den gemeinschweizerischen Geist durch ihre mutige menschliche Haltung in Wort und Tat in einer Zeit hochhielten, da der alte Schweizersinn längst verdorrt war, und die es wagten, den neuen Geist der Freiheit und Gleichheit gegen die verknöcherten Feudalrechte durchzusetzen. Dem Geiste dieses Vereins möchte er alle schweizerischen Vereine und Bestrebungen verpflichtet wissen; sie sollten die Stätten sein, in denen das Nationalgefühl, d. h. jenes Bewußtsein der besonderen Sendung der Eidgenossenschaft gepflegt wird.

Damit stehen wir bereits mitten in jener Gedankenwelt, welche der Epiker von Lützelflüh nicht müde wurde in seinen Schriften zu verfechten, nämlich eine überparteiliche, an den Werten der Ewigkeit gemessene und von ihr aus bestimmte politische Haltung<sup>1)</sup>. Denn

weder damals noch heute wird ihn je eine politische Richtung als den ihren beanspruchen dürfen. In einer Zeit, die von politischen Leidenschaften beherrscht war und wo ein verbissener Kampf um neue Staatsformen tobte — unsere heutigen schweizerischen Parteikämpfe bilden im Vergleich hierzu eine wahre Kirchenstille — in einer Zeit fundamentaler sozialer Umwälzungen suchte er immer wieder einen Stand frei von Parteilichkeit zu gewinnen. Freilich mußte er auch die Tragik des Über-den-Parteien-stehen-wollens erleben. Eine geradezu beispiellose Vereinsamung und Verleugnung durch die führenden Politiker war die Folge seines Strebens, ja, Gotthelfs Wirken auf der politischen Bühne, sein mit unerhörter Leidenschaft geführter Kampf nimmt, aus der Distanz gesehen, tragische Formen an. Seine Heimat lehnte seine Denkweise auf das entschiedenste ab. Wer mit ihm verkehrte, war kompromittiert. So gesteht ihm der Amtsrichter Burkhalter aus Niederönz, der ihm seit der Vikariatszeit von Herzogenbuchsee die Treue gehalten hat, in einem Brief aus dem Jahre 1845, er dürfe es nicht wagen, das eben erschienene Werk — es war der «Geltstag» — in Bern zu lesen, wenn er sich anlässlich der Großratssitzung dort aufhalte<sup>2)</sup>. «Denn ich merkte bald», so fährt er fort, «daß der Autor bei den Bärengästen nicht gut angeschrieben sei». Und später, im Jahre 1850<sup>3)</sup>, wurde dieser sogar in der Presse wegen seiner Verbindung mit dem streitbaren Pfarrer von Lützelflüh aufs heftigste angegriffen. Ja, der unversöhnliche Haß, mit dem ihn beispielsweise die Führer des Radikalismus verfolgten, dauerte noch weit über den Tod hinaus fort, und statt eines ehrenden oder wenigstens anerkennenden Nachrufs schleuderten die extremen politischen Blätter Worte giftigster Verachtung nach dem Grabe des reaktionären Pfaffen, der nun endlich zum Schweigen gebracht sei. Eine schwächere Natur wäre an diesen Gemeinheiten zerbrochen; ihm bedeuteten sie nur Weckung neuer Schöpferkräfte. Freilich wurde er nicht selten auch hinabgerissen in den niedrigen Kampf, und er konnte sich selbst kleinlicher Angriffe auf die Schwächen seiner Gegner nicht enthalten, und mehr als eines seiner Werke hat gerade wegen der Maßlosigkeit der politischen Angriffe an künstlerischer Ausgewogenheit verloren. Aber er ist in der politischen Alltagskrämerei nicht ertrunken, der Leidenschaft nicht erlegen; immer wieder rang er sich empor zum Gültigen und Bleibenden. Wenn aber Gotthelf nicht an seiner Zeit zerbrochen ist, dann allein deshalb, weil hinter aller politischen Leidenschaft jene große Ordnung stand, der er sich von Jugend an verbunden fühlte. Aus der Leidenschaft des politischen Kampfes, zu welchem ihn sein militantes Naturell aufrief, kehrte er immer wieder zurück zu seiner christlichen Weltordnung, die ihn vor der Verzweiflung am Leben bewahrte. Wenn er gerne seine Tagesarbeit mit den Qualen des Sisyphus vergleicht, so galt für ihn in noch stärkerem

Maße jener Satz, den er einst in der Sissacher Feldpredigt vom Jahre 1831 so formuliert hat: «Keine Form der Erde ist wert, daß der Mensch um ihretwillen den Adel seiner Seele verkaufe»<sup>4)</sup>. Dieses ist das Bleibende im Kampfe des Dichters mit dem Zeitgeist.

Aber all dies lohnte eine Auseinandersetzung mit Gotthelfs politischen Gedanken noch nicht. Seine politischen Mühen dürften sogar als Schlacke der Zeitgebundenheit aus seinem Werke ausgeschieden werden, da die damals angefochtenen politischen Kämpfe längst nicht mehr aktuell sind, und der Widerspruch gegen die Zeitströmungen ist an und für sich, wenn ihm kein fruchtbringender Gehalt innewohnt, kein positiver Wert. Es ist somit unsere Aufgabe festzustellen, wie weit sein Kampf berechtigt war, seine Anschauungen durch den geschichtlichen Ablauf bestätigt wurden und wie weit seine Ideen richtungweisend auch für unsere moderne Politik sein können. Dabei wird vor allem untersucht werden müssen, wie weit er in politischen Dingen überhaupt zuständig war, und diese Zuständigkeit ihrerseits wird wieder abhängig sein davon, wie stark und wie lange er sich mit den eigentlich politischen Fragen auseinandergesetzt hat. Da kann nun mit unmißverständlicher Deutlichkeit hervorgehoben werden, daß sich sein politisches Denken zu keiner Zeit seines Lebens von seinem übrigen Schaffen trennen läßt. Auch die Beschäftigung mit der Politik hat letzten Endes ihre Quelle in seinem praktisch gerichteten Seelensorgertum und in seinem leidenschaftlichen Drang nach Erziehung des Volkes. Dort, in der dörflichen Gemeinschaft von Utzenstorf, wo er zusammen mit seinem Vater amtete, und in der Vikariatszeit von Herzogenbuchsee sammelte er die grundlegenden Erfahrungen auch für das politische Denken. Dort schon erkannte er vor allem, was für jeden Politiker immer zu wissen nottut, daß alle Kräfte und alle Bewegungen des öffentlichen Lebens im Wesen des Einzelmenschen ihren Ursprung haben und Charakter und Eigenart einer örtlichen Gemeinschaft bestimmt werden durch den Vorrang des einen oder anderen Charakterzuges der Einwohner, vor allem aber durch den ererbten Familiengeist, der jeder Gemeinde ihr besonderes Gepräge verleiht. Zudem hat er in keiner Lage an dem, was er einmal als das Richtige und Wahre erkannte, aus persönlicher Rücksicht Abstriche gemacht. Eines der sprechendsten Beispiele dieser Art ist die Auseinandersetzung mit dem Oberamtmann Philipp Emanuel von Effinger. In einem Schulstreit hatte er dessen Unwillen auf sich gezogen. Bitzius, dem es um die Existenz eines alten Landschulmeisters ging, behauptete sein Recht, auch als ihn sämtliche Amtskollegen im Stiche ließen. Diese Episode war der Grund, weshalb er in Herzogenbuchsee nicht zur Wahl vorgeschlagen, sondern abberufen und nach Bern versetzt wurde. Solche und ähnliche Erlebnisse bestärkten ihn in der Überzeugung, daß das bernische Pa-

triziat, welches nach der Helvetik wieder in seine Ehren eingesetzt worden war, abgewirtschaftet habe.

Dazu kam jene noch von den Ideen der Aufklärung geweckte und von der romantischen Strömung seiner Jugendzeit enthusiastisch übernommene Verehrung für das einfache Volk und das Schlichte und Natürliche. Dieser aufklärerische und zugleich romantische Zug hatte sich bei Gotthelf früh schon in ungekünstelter Echtheit mit den Forderungen der christlichen Ethik verbunden. Was Gotthelf in «Jakobs Wanderungen» in die lapidaren Worte zusammenfaßt: «Der ist der unsere, welcher unser bedarf»<sup>5)</sup>, hat er frühe schon als Seelsorger verwirklicht, und Zeit seines Lebens war sein Haus für alle Hilfsbedürftigen offen.

Der Freiheitsrausch, der seit der Französischen Revolution die Länder durchtobte, hatte auch ihn mächtig ergriffen: es entsprach durchaus der ungekünstelten Wildheit seines Wesens. Aber früh schon hatte sich sein Freiheitsbegriff zu einem hohen christlichen Ethos geläutert. Gegen den revolutionären Freiheitsrausch, der die Zwanzigerjahre durchtobte, da das Schlagwort von der Emanzipation des Fleisches verbreitet wurde, hatte er eine unüberwindliche Abneigung, ja, er ahnte bereits die Gefahr, welche diese materialistische Propaganda in sich schloß. Gleichwohl begrüßte er mit Begeisterung die Julirevolution des Jahres 1830, die nicht nur der französischen Reaktion, sondern auch, nach wenigen Monaten, dem bernischen Patriziat ein Ende setzen sollte. «Wir haben ein großes Jahr erlebt... Diese Revolution hat ... die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen. Darum wird sie beschlossen bleiben». Und dann verkündet er mit Begeisterung den Glauben an die erwachenden Kräfte der Demokratie: «Sie (die Revolution) ist ein schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer und die Menschen immer verdorbener. Allenthalben zeigt es sich, daß die Völker majorän werden, ... d. h. mächtiger ... als ihre Herren. Diese besaßen höhere Bildung und regierten über sie wie der Mensch über die Tiere... Sobald das Volk geistig nachwächst, sobald hört dem Wesen nach jene Herrschaft auf. Besteht sie auch dem Gesetz nach noch einige Zeit, so muß doch dieses von selbst fallen. Denn die Weltordnung duldet nie lange ein unnatürliches, unvernünftiges Gesetz»<sup>6)</sup>.

Aber schon in der bernischen Vikariatszeit, d. h. vor der eigentlichen Julirevolution, beginnen sich auch Zweifel zu regen, ob nämlich das Volk jenen Mittelweg einzuschlagen imstande sei, welcher die Regierenden zu zeitgemäßen Reformen drängen würde, ohne der Gewalt zu verfallen<sup>7)</sup>. In dieser Zeit steht er mitten im politischen Treiben. Während seiner Tätigkeit an der Heiliggeistkirche in Bern ist er Korporal der Bürgergarde, und sein Zimmer wird zu einer Art Nachrichtenzentrale für die liberalen Freunde, während sich die

Aristokraten eifrig bemühen, ihren alten Mitbürger auf den rechten Weg zurückzuweisen. Ja, er gesteht sogar in den Vorbereitungen für den Aufbruch nach Lützelflüh: «Mitten im politischen Treiben ist es schwer, seine Gedanken anderen Dingen zuzuwenden». Die Versetzung selbst mag wohl mit durch sein politisches Treiben veranlaßt worden sein, weil man den streitbaren jungen Geistlichen aus der Stadt fort haben wollte.

Aber sein leidenschaftliches Interesse an der freiheitlichen Bewegung seiner Zeit nimmt ihn auch im stillen Emmentaler Dorf in Anspruch. «Das Vaterland», so schreibt er an Josef Burkhalter, «ruft jeden, der es liebt, in diesem Augenblick auf»<sup>8)</sup>. Es entspricht seinem durchaus tathaften Wesen, daß er nicht einfach an den guten Gang der guten Sache glaubt, sondern eifrig eingreifen will. «Sollen wir denn für die gute Sache, nicht für eine Partei, nichts tun?» sagt er an der gleichen Stelle. Schon jetzt setzt er sich also nicht für die liberale Partei ein, sondern für die «gute Sache», die sie seiner Überzeugung nach damals vertrat. «Die leidige Politik nimmt mich allzu sehr in Anspruch, als daß ich mich etwas anderem ernst hätte hingeben können». Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß er sich auf der Kanzel von politischen Gedankengängen fernhält; nie hat er diese für seinen politischen Kampf mißbraucht. Aber in dieser Zeit hebt sich der Zweifel am guten Gang der politischen Dinge schon deutlicher ab: «Nachdem die Vernunft, begleitet von der Mäßigkeit, den Sieg errungen, benützen ihn die Unvernunft und Unmäßigkeit»<sup>9)</sup>. Erbittert steht er vor der heillosen Jagd nach Pöstchen, die nun nach Abschaffung des alten Systems einsetzt. Gedankenlose Optimisten, Profitjäger und das dunkle Gelichter jener, die ihre niedrigen Instinkte zu befriedigen suchen, brechen auf einmal hervor. Selbst der engste liberale Freundeskreis bröckelt auseinander. Dies wird von Gotthelf mit drastischen Worten charakterisiert: «Ein Teil meiner früheren Begleiter läuft mit dem Trosse davon. Der andere Teil meiner liberalen Freunde sitzt auf dem Nachtstuhl und jammert sich fast krank über die Davonlaufenden. . . Zwischen beiden innen stehe ich auf einmal und wollte beiden predigen»<sup>10)</sup>.

Aber noch glaubt er, daß dies bloße Entwicklungsstörungen des neuen Systems seien und daß, «wenn einmal die neue Regierung ihre Flegeljahre überstanden» habe, «es weit besser kommen müsse»<sup>11)</sup>.

Mehr und mehr aber zeichnen sich die Haupttendenzen ab. Es sind vor allem die Radikalen, die ihm Sorge machen, da sie ihn an religiöse Sektierer gemahnen.

Aber noch einmal macht er, fünf Jahre vor seinem Erstlingswerk, den Versuch, mit einer «philosophischen Ruhe zuzusehen und ein Pfeifchen zu rauchen». Aber es ist nicht die Ruhe einer Resignation; er sucht sich neue Auswege für seine Kräfte. Er will sich in das

Studium einer neuen Sprache werfen, die neuere Philosophie studieren, eine kritische Bibelauslegung schreiben oder gar «irgend ein Büchlein» verfassen<sup>12)</sup>. Aber es ist ein vergeblicher Versuch, sich der unmittelbaren Aufgabe zu entziehen. Immer mehr sieht er sich einer Einsamkeit zugetrieben, und während er im Grunde nach jener Kanzel sucht, von der aus er dem ganzen Volke zu predigen vermöchte, während er mit steigender Klarheit die universale Bedeutung der christlichen Haltung auch im politischen Leben erkennt, nimmt die allgemeine Zeitströmung, stets deutlicher sichtbar, eine gegenteilige Richtung. Mehr und mehr werden die religiösen Belange aus allen Fragen der Gemeinschaft verdrängt, und während der Radikalismus die absolute Freiheit des Menschen predigt, drängt er in der Gesetzgebung und im öffentlichen Leben alle jene Strömungen zurück, die seinem System entgegenwirken. Daß man gerade im Erziehungswesen, dem Lieblingsgebiet Gotthelfs, den Einfluß der Pfarrämter zurückzudrängen suchte, trifft ihn besonders hart. Die Schuld an dieser Unduldsamkeit der damaligen Fortschrittspartei sieht Gotthelf erstens in der reaktionären Haltung der meisten amtierenden Pfarrer, dann aber in dem mehr und mehr überhandnehmenden Stand der Halbgebildeten, die wohl Verstand, aber keine Vernunft haben, und zum dritten bei den Advokaten und Rechtsagenten, die besonders im öffentlichen Leben der Städte mehr und mehr hervortreten. Er nennt sie «seit langem die natürlichen Gegner der Geistlichen». Er hat denn auch zeitlebens eine unversöhnliche Haltung besonders gegen das Winkeladvokaten- und Rechtsagententum bewahrt<sup>13)</sup>. Er sah darin die sichtbarsten Formen eines platten Materialismus. Immer mehr vermißt er in der ganzen politischen Bewegung jene vernünftige Linie, die er von Anfang an einzuhalten strebte. «Eine Menge guter, aber roher Kräfte sind entfaltet und walten jetzt fessellos, weder von einem inneren noch von einem äußeren Gesetz in Schranken gehalten». «Unpraktischer Sinn mit gutem Willen, theoretische Gewandtheit mit schlauer Selbstsucht, politische Schwärmerei und Geldsucht, Talent, durch Rachsucht oder persönliche Leidenschaftlichkeit entflammt, und endlich Feigheit, die nachgaagget, und Dünkel, der vorgaagget, das sind Stürme und Risleten, an denen wir leiden»<sup>14)</sup>.

In den zitierten Sätzen bestätigt sich, was wir am Anfang andeuteten, daß Gotthelf hinter allen politischen Leidenschaften immer wieder die individuellen menschlichen Triebe erkennt. Die Zeitströmungen sind ihm die Summe aller menschlichen Süchte, nicht etwas, das, wie bei Hegel, die Offenbarung transzendenter Kräfte bedeutet. In dieser Hinsicht bleibt Gotthelf stets einem nüchternen Realismus treu. Sein Kampf galt immer wieder dem Einzelnen und der gefährlichen Gesinnung, die in besonderen Führerpersönlichkeiten zum Ausdruck kommt.

Je schärfer sich aber in diesen Jahren der Gärung die Parteien schieden, um so aussichtsloser erwies sich sein Suchen nach einer Stelle, wo sein rastloser Geist anpacken konnte. «Wenn wir nur», schreibt er an Freund Burkhalter, «in unserem Kanton ein Blatt hätten, in welchem wir uns vernünftig besprechen könnten über vernünftige Dinge, allein das fehlt uns ganz. Wir haben lauter Parteiblätter, in welche man vernünftige Dinge nicht einmal bringen könnte, die auch von vernünftigen Dingen nichts hören mögen»<sup>15</sup>). Der Burgdorfer «Volksfreund», das Organ der gemäßigten Liberalen unter der Führung der Gebrüder Schnell und des späteren Landammanns Bloesch, konnte nur ein dünnes Rinnsal bedeuten aus diesem gewaltigen Bergsee, der sich in ihm aufstaute.

So bestätigt sich auch auf dem Gebiet der Politik, was Gotthelf von der Entstehung seines ersten Romans, des «Bauernspiegel», sagt: es war das Bersten eines aufgestauten Bergsees; es war der gigantische Versuch, sich eine neue Kanzel für seine erzieherische und politische Wirksamkeit zu schaffen. Gerade dieses ungemein angriffliche Buch, welches das Unrecht der Gemeinschaft am sozial Benachteiligten in der Gestalt des Verdingbuben Mias so handgreiflich vor uns hinstellt, sollte nach Gotthelfs Auffassung eine vaterländische Aufgabe erfüllen: «Es war von mir eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes; es war ein Versuch, unsere Zustände unverblendet von irgend einer Parteileidenschaft oder einem Privatinteresse klar und lebendig den Leuten vor die Augen zu stellen»<sup>16</sup>). So wird es auch richtig sein, was Gotthelf an späterer Stelle von sich sagt: Die Welt und nicht Ehrgeiz und Fleiß haben mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen»<sup>17</sup>).

Die Notwendigkeit, in die Zeit hinein zu schreien, erschien ihm immer dringlicher. Mehr und mehr mußte er erkennen, wie gerade jene entfesselten niedrigen Instinkte, die in jeder revolutionären Bewegung auftauchen, sich im Volke breit machten, und wie der Wissensdünkel und die Halbbildung, welche ein paar angelernte Kenntnisse und einige politische Phrasen mit Lebensweisheit verwechselte, mehr und mehr Frömmigkeit, Ehrfurcht und den alten Familiensinn zerstörten. Gegen dieses Schwinden alles Maßes und gegen die wachsende Begehrlichkeit in allen Schichten des Volkes, vom Großen Rat, den er ein «Grümpelgemach» nennt, bis zum Bettler und Säufer der Straße, überall erkennt er die Zeichen der Zeit, Anmaßung und steigende Selbstsucht. Dagegen muß er sich zur Wehr setzen: «Es wird noch einmal dazu kommen müssen, daß ich trotz meiner Faulheit, ja, ihr zu Pein und Not, unwillkürlich durch mich selbst gezwungen werde, die Geißel der Satyre den Leuten auf den Rücken herumtanzen zu lassen, daß sie nach Gott schreien möchten»<sup>18</sup>).

Aus diesem wie aus vielen anderen Worten läßt sich Gotthelfs durchaus herrscherliche Natur erkennen, die sich nur mit Mühe in die Rolle eines bescheidenen Landpfarrers hineinfügte; je mehr er die göttliche Autorität anzuerkennen bereit war, um so weniger beugte er sich vor menschlichen Autoritäten. Es drängte ihn förmlich dazu, auch da er bereits die Schriftstellerlaufbahn betreten hatte, sich einmal «gegenüber den jetzigen Regenten zu stellen und mal zum Spaß versuchen, wer mehr Gewalt üben könnte, ob sie oder ich. Ich wollte ganze Ämter nach meiner Pfeife tanzen lassen wie Bären, und ohne Stock»<sup>19</sup>). Und noch zu Anfang der Vierzigerjahre, da sein Freund Burkhalter nacheinander Kirchgemeindepräsident, Großrat und Amtsrichter wird, spürt man beinahe etwas wie Neid über den Erfolg seines bescheidenen bäuerlichen Freundes.

Aber es geht ihm im letzten Sinne nicht um Persönliches, auch nicht im Kampf gegen die Juristen; dafür war sein eigenes Empfinden für Recht und Gerechtigkeit zu stark ausgeprägt. Was er bekämpfte, war die überhandnehmende Gesetzes- und Reglementationswut: «Die ver . . . Advokaten, Juristen und sonstiges Pack meinten, mit Gesetzen sei es gemacht, machten Gesetze, daß wir die Schwernot kriegen möchten und der Teufel Bauchweh, um den Geist aber kümmert man sich nicht. Unter dem Deckel der Gesetze entstand ein Mistloch, in dem die ganze Menschheit ersticken würde . . .»<sup>20</sup>). Diese Ablehnung des geschriebenen Rechts, hinter dem sich die Gaunerei und der rücksichtslose Egoismus verstecken können, durchzieht alle seine Werke, Gesetze sind für ihn wie der Staat selbst Menschenwerk und ein notwendiges Übel. So läßt er in «Jakobs Wanderungen» den alten Haslitaler Meister zu Jakob sagen: «Denn merke wohl, auf Erden gibt es nur zwei Rechte, erstlich das Recht Gottes und das Recht des Stärkeren, alles andere ist Larifari und eitel Geschwätz»<sup>21</sup>). In den Augen Gotthelfs erscheint somit der Gesetzes hunger des 19. Jahrhunderts als ein trübes Surrogat für die mehr und mehr schwindende christliche Verantwortung und Rechtlichkeit, als ein Surrogat für das Gesetz Christi, nach welchem jeder für jeden die Verantwortung zu tragen hat.

Von hier aus läßt sich auch Gotthelfs Einstellung zu den erfolgreichsten sozialen Strömungen seiner Zeit, zum Sozialismus und Kommunismus, verstehen. Gotthelf hat sich mit der sozialistischen und kommunistischen Bewegung des Auslandes und mit ihren Ausstrahlungen in die Schweiz gründlich auseinandergesetzt. Er verfolgte die Anfänge der Arbeiterbewegung in Zürich, Lausanne und vor allem in Genf, wo es zu den ersten Unruhen kam, mit gespannter Aufmerksamkeit. Er erkannte die schwere Gefahr der wachsenden Industrialisierung, die mit einem erschreckenden Überhandnehmen der materiellen Armut parallel ging. Wie kein anderer sah er die

dringende Notwendigkeit der Abhilfe. Hier mußte mit Fürsorgemaßnahmen vor allem gegen die Verwahrlosung der Jugend gekämpft werden. Er hat es auch durch die Gründung einer Armenanstalt getan. Allein für ihn war weder die allgemeine Verarmung der Arbeiter noch die Proletarisierung ein Klassenproblem, das sich durch Klassenkampf lösen ließ. Für ihn lag die letzte Ursache weder in den Ausbeutungsmethoden der Reichen noch in einer allgemeinen Verrohung der menschlichen Natur, sondern in dem Zeitgeist, welcher die Emanzipation des Fleisches predigte und die alten sittlichen Gesetze für Pfaffen- und Aristokratengeschwätz ausgab. Der Zeitgeist war es, der die alten Bindungen von Mensch zu Mensch zerschlug und die Befriedigung aller Gelüste und Triebe als höchste Norm und als Erfüllung des natürlichen Menschentums hinstellte; ein Zeitgeist, der den Begriff der Schuld und der Sühne aus dem menschlichen Denken wegdisputiert hatte, dieser Geist mußte notwendigerweise jede soziale Ordnung zersetzen. Mit einer geradezu unheimlichen Schärfe sah Gotthelf hinter die damals enthusiastisch begrüßten revolutionären Postulate und geißelte den Fortschrittsglauben und den Optimismus der sogenannten modern denkenden Kreise. Er glaubte nicht an das Schlagwort der damaligen Zeit, an den sogenannten «entschiedenen Fortschritt», den er zum Spott «Fortsprung» nennt. Bei aller Zielstrebigkeit, welche er in der Menschheitsentwicklung auf Gott hin glaubte feststellen zu dürfen, lehnte er doch den materiellen Porsperitätsglauben mit Entschiedenheit ab. Ja, je stärker dieser Glaube und dieser Glückshunger zu Tage trat, um so hoffnungsloser sah er in Gegenwart und Zukunft. Seine Vorschläge, die er in der «Armennot» schon 1838 in eindringliche Worte gefaßt hatte, nämlich der beginnenden Verwahrlosung in materiellem und geistigem Sinne mit christlichem Helferwillen entgegenzutreten, waren von der großen Masse kaum beachtet worden. Statt dessen hatten sich auch in der Schweiz die fremden Theorien des Marxismus, durch politische Flüchtlinge geschürt, breitgemacht, und ein unschweizerischer Fanatismus und der Glaube an die bald kommende irdische Glückseligkeit hatte vielerorts besonders die einfacheren Gemüter befallen. Das Schlagwort von der gerechten Verteilung aller Produktionsgüter wurde wie ein neuer Messiasglaube verbreitet. Von einer Neuverteilung des Besitzes versprach man sich das letzte menschliche Glück. Gotthelf hat in «Jakobs Wanderungen» mit diesem materialistischen Utopismus gründlich abgerechnet, indem er den Haupthelden, einen deutschen Handwerksgesellen, der in seiner Einfachheit von allen Winden des Zeitgeistes davongetragen wird, auf seiner Gesellenwalz durch die Schweiz zur Vernunft kommen läßt. Verstrickt in die Netze der politischen Agitation, durch äußere Not und Krankheit bis an den Rand des Todes gebracht, findet er schließlich

bei frommen Leuten seinen verlorenen Halt wieder und kehrt zur schlichten Berufstreue und zur Frömmigkeit seiner Großmutter zurück. In diesem Handwerksgesellen suchte er den urteilsarmen, allen fremden Meinungen offenen Massenmenschen zu schildern und ihm den Weg zum wahren Glück zu zeigen. «Man täusche sich ja nicht», sagt er an einer Stelle dieses Buches, «über die Urteilslosigkeit dieser jungen Welt; sie hat einen blinden Autoritätsglauben, ... nur hat sie nicht die Autorität der alten Weisen, der bewährten frommen Männer, sondern die Autorität der jungen Apostel; diesen plappern sie vollständig alles nach, was sie ihnen vorplappern»<sup>22)</sup>. Er warnt auch vor dem allzu geistreichen Theoretisieren in politischen Dingen: «In der Theorie trennt man den Sozialismus vom Kommunismus so gut wie den brutalen Radikalismus von den philosophischen Systemen von Freiheit und Gleichheit, ... aber bringen einmal diese Gelehrten ihre Theorien ins Leben, dann ists aus mit ihren Kreisen und Formen, das Leben kömmt dahinter, windet alles durcheinander»<sup>23)</sup>.

Allen diesen Ideologien hat er nur die eine große christliche Menschenpflicht gegenüberzusetzen: «Nach der alten Ordnung Gottes soll der Mensch alles, über was Gott ihn gesetzt hat, veredeln». Aber «der Sozialismus ist nichts anderes als ein schlecht Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Bestand». Und dann fährt er in einem Tone fort, den wir heute nicht anders als echte Prophetie nennen können: «So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus vom Despotismus, und dieses wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht zurück zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt»<sup>24)</sup>.

In dieser gewaltigen sozialen Umschichtungsbewegung, welche das Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts vielleicht stärker als aller Nationalismus bestimmte, erkennt Gotthelf, wie 2 $\frac{1}{2}$  Jahrzehnte später Jakob Burckhardt, die besondere Bedeutung des Kleinstaates, erkennt er die einmalige und bleibende Sendung der Schweiz. Schon in der «Armennot» betont er, daß die besondere Kraft unseres Staatswesens in der stark verwurzelten christlichen Tradition, in der gegenseitigen Anerkennung und Hilfsbereitschaft beruht: «Hier ist das Elend noch übersehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ... hier hat man den Grundsatz noch nicht ausgesprochen, daß kein Mensch den andern etwas angehe, hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten»<sup>25)</sup>. «Aber», so fährt er fort, «dieses Ländchen taugt nur solange dazu, als in demselben der christliche Geist nicht überwältigt ist». Kein Zweifel, Gotthelfs Auffassung vom Wesen der Schweiz ist von dieser Idee eines aufgeklärten christlichen Staates aus bestimmt. Ja noch mehr: in Gotthelf lebte unmißverständlich der

Glaube fort, daß das Schweizervolk ein begnadetes Gottesvolk sei. Dieser Glaube taucht schon in den früheren Predigten auf, dann wiederum in der «Armennot» und wird schließlich grandios gestaltet in der Erzählung «Der Knabe des Tell». Aber in die eindringlichsten und prägnantesten Worte gefaßt wird dieser Gedanke in «Eines Schweizers Wort». Wie die Weltgeschichte für Gotthelfs allchristliche Weltanschauung zugleich das Weltgericht ist, so die Schweizergeschichte das Gericht über die Schweiz. Die alten Eidgenossen haben, so deutet Gotthelf die Geschichte unseres Landes, solange gesiegt, als sie todesmutig für die brüderliche Freiheit einstanden, sind zusammengebrochen, da Zwietracht, Klassenhaß, Eigennutz und verderbliche Selbstverblendung Herr über sie wurden.

Die Freiheit aber, für welche die Eidgenossen einstanden und stets einzustehen haben, ist nicht die Freiheit, wie sie der damalige Zeitgeist meinte, nämlich die Freiheit von jeglicher Bindung, die Entfesselung aller Triebe und die Freiheit der schrankenlosen Ichentfaltung, sondern, kurz gesagt, die Freiheit in Christus, welche eben die Freiheit von dieser Welt ist. Nur wer die Welt überwunden hat, wer sein Leben nach Gott ausrichtet und selbstvergessen nie das Seine sucht, nur der verdient wahrhaft frei genannt und als Herr über die andern gesetzt zu werden. Wahrhaftiger Schweizersinn aber wird nur dort lebendig sein, wo das Verantwortungsbewußtsein von Mensch zu Mensch und jene Liebe, die den Tod überwindet, nicht leerer Schall, sondern Wirklichkeit sind. Gegen alle imperialistische Politik, die damals und seither die europäische Völkergemeinschaft zerriß, und gegen alle Vermassung, die dem christlichen Geist zuwiderläuft, hält er jenen grandiosen Satz hoch: «Und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und anderen Völkern, solange wir Schweizer sein wollen, zwischen der Weisheit unserer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt, — daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker die Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung»<sup>26</sup>). Die Folgen der Vermassung, so fährt er fort, werden einst blutig leuchten über Europa und Amerika.

Dieser christliche Sinn und die christliche Liebe zu jeder Kreatur aber muß im engsten Kreise der Familie seine bleibende Heimat haben: «Wer es mit dem eigenen Hause nicht gut meint, wie sollte der es gut meinen mit dem Vaterland!» «Ja, es ist des Verfassers heiligster Ernst», so spricht er bekenntnishaft in «Eines Schweizers Wort», «wenn er sagt, daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse, daß wiederkehren müsse ins Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit». «Ein Geschrei ging durch die Welt, und Winde wehten es auch zu uns her, von einer Freiheit, welche die Freiheit des wilden Tieres ist, das Heiligtum des Hauses

durchaus zerstört, das Geschrei von einer Freiheit, welche die des Sklaven ist, wenn er die Kette bricht, in Blut und Graus und jegliche Lust sich stürzt, und nicht die des freien Mannes, welcher ... seine Freiheit darin sucht, ... daß er sich freimacht von jeglicher Leidenschaft und mit freiem Willen also waltet, wie es der Ehre seines Hauses wohl ansteht»<sup>27</sup>).

Darum hält er jene Gewohnheit der politischen Parteien und der angesehensten politischen Führer, «das Eigene darzustellen als das Allgemeine», als die «unseligste Gabe», als den Ausgangspunkt für jeden politischen Zwist bis zum unseligen Bruderkrieg. Von hier aus erscheint seine heftige Kritik am sogenannten Rechtsstaat in neuer Beleuchtung; «Eidgenossen, wo Friede werden soll zwischen Brüdern, da läßt er sich nie auf dem Gebiete des Rechts vermitteln; Recht und Unrecht wiegt keine menschliche Hand sicher ab, daß der Stachel aus allen Herzen genommen wird; im Brudersinn allein ist der Friede zu finden, in dem Sinn, der den Balken sieht im eigenen Auge und siebenzimal siebenmal des Tages dem Bruder vergibt»<sup>28</sup>).

Von diesem unverrückbaren Standort aus ist aber auch sein Kampf gegen den Zentralismus zu verstehen und seine skeptische Haltung der Bundesverfassung des Jahres 1848 gegenüber. Zu hart betroffen von den extremistischen Tendenzen des Radikalismus, unter dessen Führung die Bundesreform zum Teil stand, vermochte er nicht mehr, die positiven Seiten dieses Werkes, den glücklichen Mittelweg zwischen Zentralismus und Föderalismus, zu erkennen. Im Grunde glaubte er in der neuen Verfassung den totalen Zentralismus nach französischem Muster voraussehen zu müssen. Als Vorstufe eines vollständig zentralistischen Instruments schien sie ihm nur ein Stück weiterzuführen auf dem Wege zur Vergewaltigung des Individuums. Der Zentralismus war nach seiner Auffassung die Frucht des Zeitgeistes, der an Stelle des ausgetriebenen christlichen Gottesglaubens den Staat vergottete. So wenig diese Befürchtung für die Schweiz eintrat, dank dem föderalistischen Gegengewicht, so zutreffend war seine Schau auf das ganze Europa bezogen. Der Zentralismus tat allem natürlich Gewachsenem unter dem Phantom des Nationalismus Gewalt an und trieb schließlich gewisse Staaten dem verhängnisvollen Totalitarismus zu. So hat Gotthelf schon 1838 in «Dursli der Branntweinsäufer» die gefährliche Überwertung des Staates mit flammenden Worten aufgerufen: «Ist wohl der Staat um des Einzelnen willen da oder der Einzelne um des Staates willen? Ist die Vervollkommnung der Menschen oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens? Wer weiß, ob nicht im Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über der Überhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Torheit eingegraben wird, und zwar bald».

Die ernste Sorge um das christliche Menschtum, das vom materialistischen Fortschrittsglauben aufs schwerste bedroht war, machte ihn zum Gegner des neuen Bundesstaates. «Das Wort Zentralisieren», sagt er, «ist heutzutage ein beliebtes Wort; in einer Republik sollte es ein gehaßtes sein». Die Würde des Individuums, für welche ein republikanisches Staatswesen vor allem zu sorgen hat, schien ihm in Gefahr zu sein. Und wenn er nach einem aufgefundenen Notizzettel einmal den Vorschlag machte, man sollte über dem Eingang des neuen Bundespalastes schreiben: «All' unsere Gerechtigkeit ist ein unflätig Kleid» (nach Jes. 64, 6), so dürfte darin nicht nur, wie man annahm, ein unversöhnlicher Haß gegen die eidgenössischen Regenten zum Ausdruck kommen. Gotthelf wollte vielmehr jene aufrüttelnde Kraft, die in diesem Prophetenruf steckt, lebendig wissen, er wollte jenes Bewußtsein wach erhalten, daß Menschenwort und Menschengesetz und jegliche menschliche Institution, auch diejenige eines eidgenössischen Bundesstaates, vergängliches Menschenwerk sei, das stets an den ewigen Gesetzen unseres Menschendaseins gemessen werden muß.

Wie in seinem erzieherischen Denken, so steht in Gotthelfs Staatsdenken jene Forderung obenan, daß jeder Mensch, wenn das Ganze gedeihen soll, in erster Linie sich selbst zu erkennen, zu bescheiden, zu beschränken, und seine eigene Schuld anzuerkennen habe. Die Anerkennung eigener Schuld und Begrenztheit, die Verwirklichung echter christlicher Demut und das Streben nach Befreiung von enger Ichbezogenheit galten ihm je und je höher als jede noch so schön klingende soziale Erlösungstheorie. Über dem menschlichen Vaterland aber stand ihm das himmlische, «wo man nicht mehr Pilger und Fremdling ist, sondern Bürger im von Gott erbauten Reiche. Heil allen, welche jenseits die wahre Heimat suchen und diesseits ein freundlich Heim finden mit dem Vorgeschmack des jenseitigen»<sup>29)</sup>. Diese Forderung aber war es, die er in der Zeit des mechanischen Fortschritts und des Triumphs der Technik in den Wind sprach.

Wenn wir heute nach den zwei Kulturkatastrophen, die im Laufe dieses Jahrhunderts über Europa hereingebrochen sind und die europäische Völkergemeinschaft an den Rand des Verderbens gebracht haben, die Frage nach der Wahrheit und der objektiven Geltung der Anschauungen Gotthelfs stellen, dann werden wir erschüttert erkennen, daß sich seine pessimistischen Prophezeiungen in einer unheimlichen Art im historischen Ablauf bestätigt haben. Er hat in jeglicher Tendenz, die in seiner Zeit zum Ausdruck kam, mit geradezu seherischem Auge die geistigen Gesetze erkannt, die sich in den einzelnen Äußerungen andeuteten. Er hat gesehen, wie damals Wind gesät wurde und wollte mit prophetischer Kraft verhindern, daß man einst Sturm ernten müßte. Diese Prophetie hat

freilich nichts zu tun mit Schwärmerei; sie ruht auf einem nüchternen Denken, freilich aber auch auf der Weisheit von Jahrhunderten, die wir so gerne als alten Kram über Bord zu werfen bereit sind. So werden wir heute mit besonderem Nachdruck den Worten Carl J. Burckhardts beipflichten, die dieser schon 1925 ausdrückte: «Man muß heute imstande sein, ruhig die Tatsache hinzunehmen, daß Gotthelf auch dort, wo er unrecht hat, größer ist als seine Zeitgenossen, wo sie recht haben»<sup>30)</sup>. Es gilt auch, darauf hinzuweisen, daß selbst Gottfried Keller, der, bei aller Anerkennung des epischen Genies, Gotthelfs Pfaffentum und Konservativismus aufs schärfste gegeißelt hatte, im höheren Alter zu dessen staatspolitischem Pessimismus zurückkehrte. Rund dreieinhalb Jahrzehnte nach Gotthelfs «Zeitgeist und Bernergeist» schreibt er den «Martin Salander», in welchem er den sittlichen Verfall mit nicht geringerem Sarkasmus als Gotthelf geißelt. So sehr hatten sich schon in der Periode der Bahnskandale, des Gründertums die Auswüchse des konsequenten Materialismus gezeigt.

Fragen wir aber heute nach den Ursachen dieser seherischen Klarheit, in der Gotthelf nur noch mit dem großen Basler Historiker Jakob Burckhardt verglichen werden kann, so wird neben der bereits angedeuteten christlichen Geistestradiation, auf der sein theologisches, psychologisches und historisches Wissen ruht, vor allem sein gewaltiges Wissen um das Wesen des Menschen entscheidend ins Gewicht fallen. Wie kein zweiter weiß er von den unheimlichen und unberechenbaren Kräften des Menschenherzens, denen gegenüber der Mensch im letzten Grunde machtlos ist. Er weiß um die grundsätzliche Gebrochenheit, Gebundenheit und Gnadebedürftigkeit jedes Menschen und sieht ihn stets in seiner Bezogenheit zum Ewigen, das für ihn höchste und einzige Existenz bedeutete. Das Menschentum, welches er in seinen Werken gestaltete, umfaßt nicht nur jene vom Glauben an die unbedingte Güte der materiellen Natur bestimmte Menschlichkeit, die alles verstehen und alles verzeihen will. Mit einbezogen in sein Menschentum ist der «homo bestialis» so gut wie der «homo divinus», die beide in den rein naturalistisch und materialistisch gesehenen Denksystemen des 19. und 20. Jahrhunderts keinen Platz fanden, die aber darob nur desto unheimlicher fortwucherten. In konsequenter Verfolgung der entchristlichten Gesellschaftsethik und des Materialismus, der zu den archaischen und primitiven Urformen des Daseins wie zu religiösen Mächten aufschaute, mußte schließlich der totale und primitive Machtstaat erreicht werden. Im Denken des totalitären Staates ist der brutale und entsittlichte Machtstandpunkt nicht nur geduldet, sondern wird als neues Evangelium, als «Neue Ordnung» angepriesen.

Von dieser verhängnisvollen Umkehrung aller sittlichen Werte

kündet, eine Generation vor Nietzsche, Gotthelf, wenn er in «Der Knabe des Tell» sagt: «Darin bloß liegt ein Unterschied, daß in kranken Zeiten der Verbrecher bewundert wird einem Helden gleich, daß das Laster zur Nachahmung nicht bloß reizt, sondern zur Nachahmung empfohlen wird, als ob es die höchste Tugend sei, daß man dem Laster mit Schmeicheln und Gewalt die Rechte erwerben will, welche sonst die Tugend hatte»<sup>31</sup>). Diese Zeitkrankheit sieht er unaufhaltsam um sich greifen. Ja, er weiß, daß es keinen einzigen gibt, der nicht zuzeiten von ihr angefallen würde. Diese unheimliche Gefahr erkannt zu haben, freilich als ein Rufer in der Wüste, das ist das große Verdienst Gotthelfs. «Ich habe Ihnen schon früher gesagt», schreibt er 1849 an Burkhalter, «daß ich Blut und Graus erwarte. Ich denke, es kommt auch noch über uns, wir sind noch lange nicht am Ende der Dinge»<sup>32</sup>).

Das größte Verdienst aber liegt nicht in dieser apokalyptischen Schau, sondern in der Erkenntnis, daß der Zerfall aller religiösen Bindungen den Zerfall aller sittlichen Wertmaßstäbe und damit aller Gemeinschaftsordnung herbeizwingen und daß mit der Austreibung der christlichen Gottesautorität die Autorität der reinen Macht siegen müßte.

Weil er so in die letzten Konsequenzen in fernen Zeiten sah, führte er den Kampf mit so unerbittlicher Strenge. Er rechtfertigt sich dafür vor seinem Freund Burkhalter mit den Worten: «Sanftmütig und geduldig sein ist gar schön, aber es gibt Zeiten, wo unter Sanftmut und Geduld sich ein feiner Egoismus zu verstecken scheint, der sich nicht gerne in seiner Behaglichkeit stören läßt. Es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muß, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird»<sup>33</sup>).

Was seine Gegner und Freunde für Streitsucht und Maßlosigkeit halten mußten, das erweist sich nachträglich als gigantisches Ringen mit den dämonischen Mächten geschichtlicher Strömungen, die, damals kaum geahnt, inzwischen zu unerhörter Entfaltung gelangt sind. Heute wissen wir, daß der Zerfall des Bewußtseins von Gut und Böse, Recht und Unrecht parallel ging mit der Fortentwicklung des konsequenten Materialismus, und heute können wir auf Grund unserer Erfahrung die brutale Machtentfaltung der totalitären Staaten als seine praktische geschichtliche Form deuten.

Wenden wir uns aber von der Vergangenheit weg zur Zukunft und fragen wir am Ende dieses historischen Ablaufs: was kann uns Gotthelf heute und in Zukunft sein? Gibt es bei ihm Gedanken, die auch für die Zukunft befruchtend und konstruktiv wirken können? Ich möchte diese Frage mit einem überzeugten Ja auch für das Gebiet der Politik und des sozialen Daseins beantworten. Die Idee des

Gottesstaates, d. h. der allseitig vom christlichen Helferwillen, Opfer-sinn und von christlicher Verantwortlichkeit getragene Staat, ist noch heute ein anzustrebendes hohes Ziel, das zwar nicht erreicht werden kann, aber als ein ewiges Postulat unsere stets wieder erstarrten Formen wandeln und veredeln muß. Noch heute hat unbedingte Gültigkeit, was Gotthelf in der «Armennot» ausgesagt hat: «Wir kennen keine Staatsmoral, und wie weit man damit kommt, hat Gott im Kanton Bern ein Exempel statuiert. Wir können ebensowenig glauben, daß ein Staat nichtchristlich regiert werden könne als wir glauben, unchristliches Zeug und unchristliches Wesen könnten irgendwie und in irgendeinem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht bloß scheinbar, sondern dauernd fördern, so wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den andern um hundert Taler betrügt, habe von diesem Betrug einen wirklichen, dauernden Nutzen bis ins dritte und vierte Geschlecht. Also hier werde angefangen: ein christliches Heer Soldaten und Beamteten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Notstandes, zur Bekehrung des Proletariats»<sup>34)</sup>.

Dieser christliche Staat aber bleibt bei Gotthelf nicht bloß ein schönes Traumbild, eine dichterische Vision; er hat ihn in seinem engsten Kreise stets zu verwirklichen gesucht, nicht mit Ideal-menschen und unter idealen Umständen, sondern in der schlichten bäuerlichen Umgebung seiner Gemeinde im Kreise der schwachen, oft beschränkten Menschen der dörflichen Gemeinschaft. Jenes Bild des vom Geiste christlicher Demut, christlicher Hingabe und Treue getragenen Hauses, etwa des Liebiwyl-Hofes in «Geld und Geist», wird noch tröstend und richtungweisend leuchten, wenn die modernen sozialen Verbesserungstheorien schon längst zum alten Eisen gehören. Diese Werke werden als lebendige Kräfte in unserer Volke fort-wirken, weil Gotthelf hier nicht für den Tag gekämpft, sondern einer urmenschlichen und ewig gültigen Idee ihre schweizerische und uns zukommende Form verliehen hat.

1) Gotthelfs Überparteilichkeit wird auch hervorgehoben von H. U. Dürrenmatt, Kritik Gotthelfs am zeitgenössischen bernischen Recht. Bern 1947, S. 82. 2) «Mir wei eis uf Lützel-flüe», S. 126. 3) a. a. O., S. 153. 4) Erg.-Bd. 3, 214. 5) IX, 232. 6) Erg.-Bd. 4, 94 f. 7) Erg.-Bd. 4, 98. 8) Erg.-Bd. 4, 104. 9) Erg.-Bd. 4, 111. 10) a. a. O., S. 111. 11) a. a. O., S. 117. 12) a. a. O., S. 12. 13) Dürrenmatt, S. 173 f. 14) Erg.-Bd. 157. 15) Erg.-Bd. 4, 179. 16) Erg.-Bd. 4, 223. 17) Erg.-Bd. 4, 288. 18) Erg.-Bd. 4, 250. 19) Erg.-Bd. 4, 237. 20) Brief an Burkhalter (vom 27. Oktober 1839 (Mir wei eis uf Lützel-flüe, S. 78). 21) IX, 253. 22) IX, 246. 23) a. a. O., 247. 24) IV, 250. 25) XV, 170. 26) XV, 311. 27) XV, 304. 28) XV, 329. 29) IX, 501. 30) Vgl. J. Burckhardt, Gotthelf und die Politik, in: Schweizer Monatshefte f. Politik u. Kultur, Nov. 1925. 31) XVIII, 147. 32) Mir wei eis uf Lützel-flüe, S. 146. 33) Mir wei eis uf Lützel-flüe, S. 145. 34) XV, 262.